

Zeitschrift:	Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Herausgeber:	F. Pieth
Band:	11 (1860)
Heft:	6
Artikel:	Die Fischerei im Kanton Graubünden
Autor:	[s.n.]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-720439

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bündnerisches Monatsblatt.

II. Jahrgang.

Nr. 6.

Chur, Juni.

1860.

Erscheint Ende jeden Monats und kostet jährlich in Chur Fr. 2. 60 Rp.; auswärts franko in der ganzen Schweiz Fr. 3. —; Bestellungen nehmen alle Postämter an.

Redaktion von Fr. Wassali und A. v. Sprecher.

Inhaltsverzeichniß: 1) Die Fischerei im Kanton Graubünden. 2) Schillers Räuber in Graubünden. 3) Auch eine Art Reichthum unseres Landes. 4) Programm der diesjährigen Landw. Ausstellung. 5) Thermometer- und Barometerstand in Chur. 6) Verschiedenes.

Die Fischerei im Kanton Graubünden.

In Bezug auf die noch sehr wenig bekannten und demnach gewiß sehr interessanten Fischereiverhältnisse unseres Kantons mögen hier die beiden Gutachten über das Gebiet des Vorderrheins und des Inns (von ersterem für diesmal nur der eine Theil) Aufschluß ertheilen. Aus den andern Gutachten werden in den folgenden Nummern noch Auszüge aufgenommen werden.

I. Gutachten über das Inngebiet.

Ihrer werthen vom 11. Jänner datirten an mich gerichteten Einladung, „Bericht und Gutachten über die Fischverhältnisse des Inngebiet“ abzugeben, will ich andurch nach Möglichkeit zu entsprechen versuchen.

Der dermalige Bestand der Fische im Inngebiete ist, wenn man ihn, laut schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen, mit dem früheren vergleicht, mindestens ein sehr untröstlicher zu nennen.

Schon in den ältesten Urkunden (im 10.—12. Jahrhundert) die über das schweizerische Innthal handeln, werden die Wässer und Fischerei als besonderes Recht (Regal) dem jeweiligen Kaiser vorbehalten.

Die zahlreichen Lehenbriefe und Einkünfte-Model der Bischöfe von Chur (seit dem 13. bis in das 16. und 17. Jahrhundert) beweisen zur Genüge, daß diese Landesherrn das Regal der Fischerei in diesem Hochthale gehörig zu schätzen wußten. Sie bezogen damals aus dem Oberengadin jährlich — ohne die Zinsen an Geld — (z. B. zahlte laut dem ältesten Lehenbrief, datirt vom 19. März 1288 Andreas Planta, Richter zu Zuoz, an Bischof Friedrich I. von Chur als Lehenzins für den St. Moritzer- und Staizersee, sowie für die Zwischenwässer von St. Moritz bis Campfer und vom obersten Silsersee bis in den Ley Gazöl, 300 March mailesch. Ferner beschreint Bischof Ulrich von Chur (1380) von den Planten in Zuoz uff des Bischofs Fischgelt, so dieser hat im Engadin zu Sils und Silvaplana, 100 kurwäldsch Mark empfangen zu haben,) dem Gewichte nach mehr Fische, als jetzt nach einer approximativen Berechnung jährlich gefangen werden. So mußten z. B. nur die Lehenfischer des Silsersee's allein (im 14. Jahrh. 10 an der Zahl) dem Bischofe von Mitte Mai bis Michelis jeden Freitag 500 Fische, von welchen jeder zwischen Kopf und Schwanz eine Spanne lang sein mußte, liefern, — eine Aufgabe, die, ohne den Profit der Lehenträger in Anschlag zu bringen, jetzt zu erfüllen, eine absolute Unmöglichkeit wäre. Ueberdies bezog der Bischof jährlich 300 Fische (alles von oben bezeichneter Größe) von Sils, 150 eingesalzene und geräucherte aus dem Ley Gazöl vom Lehenträger Konrad Planta, 100 Fische von Silvaplana, 200 Fische von Campfer und endlich, laut einem Vermächtniß des Ritters Johannes Planta bezog er jährlich von den Fischern von Sils und Silvaplana 4500 Fische von eben bezeichneter Größe. Aus den schriftlichen Nachlässen von Campell, Sprecher und Sererhard ersieht man ebenfalls, daß die Seen des Oberengadins früher sehr fischreich waren. Laut Campell sollen die Bewohner von Sils (damals an Zahl wenigstens noch einmal so groß) sich hauptsächlich von Fischen genährt haben. So viel ist sicher, daß dort ein bedeutender Verkauf und Tauschhandel mit frischen und eingesalznen Fischen getrieben wurde. Das Gleiche sagt auch die mündliche Tradition. Mehrere Familien von Sils sollen sich durch den Fischfang bereichert haben. Vor 40 Jahren beschäftigten sich dort auch die Frauen noch häufig mit dem Fischfang.

Eine große Anzahl von Gesetzen und Verordnungen in den Archiven der verschiedenen Gemeinden des Hochgerichts beweisen zur Genüge, daß der Fischfang hier früher zu den nicht unbedeutendsten Erwerbsquellen des Landes gehörten. Noch vor 20 Jahren ist es vorgekommen, daß ein St. Moritzerfischer an einem Tage mit dem Angel 48 Pfund (Obereng. Gew.) Fische gefangen hat. Vor 12 Jahren fing

der beste Fischer des Landes in den besten Frühlings- oder Sommer-tagen nie über 20 Pfund an einem Tage; der gleiche Fischer fängt jetzt an einem Tage selten 10 Pfund, ist sehr zufrieden, wenn er 4—5 Pfund in seinem Körbchen heimbringt. Die nicht handwerksmäßigen Fischer klagen allgemein, „es sei nichts mehr zu fangen.“ Im 16.—17. Jahr-hundert kostete ein Pfund Fische hier 4 bis 6 kr., vor 15 Jahren noch 12—14 kr., jetzt einen Franken.

Diese Daten zusammengenommen beweisen leider zur Genüge, daß die Fische hier besonders in den letzten Jahren bedeutend abgenommen haben.

Soll man kopfzerbrechend nach den Ursachen hiervon forschen? Es ist gewiß nicht nöthig. Vielmehr muß man, wenn man die Zerstörungswuth, die seit Jahren gegen diese armen Melancholiker getrieben wor-den ist, mit angesehen hat, sich fragen: Ist es möglich, daß noch ein Schwanz davon existirt? Alles tritt feindlich gegen sie auf, Niemand nimmt sie in Schutz! Mit Angeln, Netzen, Garnen, Reusen, Stöcken, Gabeln, zieht Alt und Jung, weder Tages- noch Jahreszeit berücksich-tigend, gegen sie zu Felde, Alles wird niedergemacht, weder die trächti-gen Weibchen noch selbst das jugendliche Alter wird geschont; es ist, als ob man diesen armen Thieren das Weltbürgerrecht auf einmal für immer zu rauben beabsichtigte! Nicht genug, daß man sie zu jeder Zeit (die Brütezeit nicht ausgenommen, die meisten andern Thiergattungen sind durch Jagdgesetze während der Brunstzeit wenigstens geschützt) scho-nungsslos tödtet, zerstört man ihnen auch durch verschiedene Wasser-bauten, wie: Wuhren, Anschwellungen, Kanäle &c. ihre natürlichen Laich-plätze, wo sie, wenn einer oder der andere dem tödtenden Feinde ent-kommen ist, ihre junge Brut geschützt hinlegen könnten. Man begünstigt durch Abholzung die ihnen schädlichen Rüfesen und Überschwemmungen, stört oder tödtet sie durch Holzflößen. Man vergiftet ihnen das Wasser durch vermehrte Seifenwaschungen und durch andere chemische Stoffe aus verschiedenen Fabriken. Und endlich, nachdem man die meisten um-gebracht, den wenigen Überbliebenen die Möglichkeit ihre Gattung fort-pflanzen zu können, fast gänzlich benommen hat, werden sie auch noch mehr oder weniger in der Nahrung verkürzt. Die Forellen, als nur Fleischfresser, nähren sich von im und über dem Wasser lebenden In-sekten, von dem Fleische anderer Fische und auch von dem ihrer eigenen Gattung und von demjenigen verschiedener Thiergattungen, deren Ca-daver zufällig in's Wasser kommt oder hineingeworfen wurde.

Daß unsere Fische hier jetzt weniger Insekten-Cadaver als früher zur Speise erhalten, will ich nicht gerade behaupten, obwohl jährlich

verschiedene Mückensnapper das Land durchziehen und wohlbeladen heimkehren. Allein dies ist gewiß, daß sie weniger Cadaver von vielen andern frei in der Natur lebenden Thiergattungen erhalten, weil die Zahl der Individuen von verschiedenen Thiergattungen jetzt kleiner ist. Und die Cadaver von den zahmen Thieren zieht man im Allgemeinen jetzt anders zu Nutzen und obendrein verbietet das Sanitätsgezetz, sie in's Wasser zu werfen.

Wie kann und soll allen diesen Zerstörungs-Potenzen entgegentreten werden? Oder was soll man thun, damit nicht nur die Gattung forterhalten, sondern die Individuen bedeutend vermehrt werden?

Die Sache ist sehr einfach. Gegen die schonungslose Tödtungswuth sollen Gesetze schützen; die mangelnden Laichplätze sc. können durch künstliche Bebrutung tausendsach ersetzt werden, der allfällig mangelnden Nahrung kann durch künstliche Pflanzung von Nahrung abgeholfen werden.

In den früheren Zeiten gab es mehr Fische, aber es gab auch schützende Gesetze. Schon im oben genannten ältesten Lehnenbrief heißt es: „Und daß niemand solle noch müge garn setzen noch fischen in keinerley wis noch form, daz man erdenken mög, dann mit der Schnur uff daz Erdtrich ständig und nit witter.“ Den Bischöfen wurden die Fische von Mitte Mai bis Micheli geliefert; sie wollten also keine während der Laichzeit gefangene; sie wollten auch keine kleinen, sondern zwischen Kopf und Schwanz Spannen lange, mithin wenigstens $\frac{1}{4}$ pfün-dige Fische. Durch alle späteren Zeiten bestanden Gesetze, welche bald die Netz-, Garn- und Reusenfischerei zeitweise verboten oder auf besondere Orte und Zeiten beschränkten, bald das Nachtfischen, sowie auch das Fischen während der Laichzeit streng verboten. Selbst noch in den neuen Engadiner Statuten steht geschrieben: „Die Netz-, Garn-, Gabel- und Reusenfischerei ist vom 10. Oktober bis 1. Dez. verboten; ferner sollen die einzelnen Felder oder Löcher der zum Fischen gebräuchlichen Netze oder Garne wenigstens 10 Linien Durchmesser haben. Diese Gesetze aber werden hier zu Land schon seit Jahren ganz und gar nicht berücksichtigt; man fischt eben gerade zur Laichzeit am meisten mit Netzen, Garnen, Gabeln und Reusen bei Tag und des Nachts schonungslos. Zudem betragen die Einzelnöffnungen des seit 20 Jahren hier in den Seen gebrauchten Netzes kaum 5 Linien Durchmesser, so daß sehr häufig zweilöthige und oft auch nur einlöthige Fischlein gefangen und verkauft oder aber die kleinsten von den Malenkernfischern selbst mit Polenta verspeist werden. Was für einen ungeheuern Schaden solches Fischen bringt, wird man erst dann mit Bestimmtheit berechnen können,

wenn man einmal das Wachsthum der Fische hier zu Lande genauer kennen wird. Wenn es mir vergönnt sein wird, meine im vorigen Jahre begonnene künstliche Fischzucht noch einige Jahre fortbetreiben zu können, dann werde ich hoffentlich bestimmte Daten über diesen Punkt zu liefern im Stande sein. So viel ist indeß gewiß, daß hauptsächlich in den letzten 15—20 Jahren, also seit dieser barbarischen Fangmethode die Fische hier sich außerordentlich vermindert haben. Es flagt zwar schon Bansí im Anfange dieses Jahrhunderts über Abnahme der Fische und gibt als Ursache das Fischen während der Laichzeit an. Diese Ursache wurde leider nicht gehoben, sondern seither noch sehr vergrößert, und dazu kam noch die oben angegebene gegenwärtige Netzfischerei. Und so wurden unsere Seen, Flüsse und Bäche entvölkert. Es ist also höchste Zeit, passende Fischgesetze zu machen und selbe streng zu handhaben.

Diese Gesetze sollten nach meinem Dafürhalten ungefähr folgende Verbote enthalten: a) des Nachts darf nie gefischt werden; b) es dürfen keine kleinere als $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{5}$ pfündige Fische gefangen werden; c) vom 15. September bis zum 15. Dezember darf nur mit der Angel (oder besser gar nicht) gefischt werden. Hat man auf diese Art der Zerstörungswuth Halt geboten, so ist auch schon für Fortpflanzung und Vermehrung bedeutend gesorgt. Jedoch um unsere Wasser schnell mit sehr vielen Fischen zu bevölkern, um sie zu bedeutenden Erwerbsquellen des Landes zu machen, ist nothwendig das prächtige Mittel der künstlichen Fischbebrütung und Zucht in Anwendung zu bringen. Durch dieses Mittel kann man auch unsern Forellen, wenn sie in Uebermenge vorhanden wären und es ihnen an Futter fehlen sollte, hinreichende Nahrung pflanzen. Dieses geschieht dadurch, daß man mit und neben den Forellen zugleich die fast überall mit Leichtigkeit gedeihenden, hauptsächlich von Pflanzen lebenden Weißfische künstlich erzeugt. Ich habe bereits mit dem Fischzüchter von Meilen einen Tauschhandel mit befruchteten Forelleneiern gegen befruchtete Weißfischeier verabredet, um hier damit einen Versuch zu machen.

Indem ich glaube, durch diese hier gemachten Andeutungen Ihrer Anforderung annähernd Genüge geleistet zu haben, benuze ic.

2. G u t a c h t e n

über die Verminderung der Fische in den Hochthälern und ihren Nebenbächen überhaupt.

I. Der Fluß im Naturzustande.

Da wo die Axtschläge des ersten Ansiedlers eines unentdeckten Landes von den gewaltigen Streichen des Mannes widerhallen; da wo

um dessen Blockhaus herum die Schüsse seiner Doppelslinte durch den Urwald dröhnen; da wo durch seinen Fleiß und Anstrengungen sich ein freier Raum vor seiner Hütte und Wege und Pfade durch Sumpf und Gebüsch sich bilden, da wird das seit Jahrtausenden einwohnende Gewild auf diese ihm so ungewohnten Dinge aufmerksam gemacht und aus seinen Schlupfwinkeln, aus seiner Ruhe aufgeschreckt.

Die Vögel manigfacher Art welche bis anher sich in den Bäumen und Gesträuchen nächster Umgebung lagerten, auf den Nesten sich unbesorgt in deren Zweigen wiegten und liebend kosteten, werden scheuer; sie ahnen und erkennen die Gefahr welche ihnen droht.

Mit heiserem Geschrei die einten, mit Klageton die andern und stumm die Mehrzahl entfernen sich diese immer mehr von der menschlichen Wohnung und suchen tiefer im Walde ihr, auf dem kultivirten Flecke verloren gegangenes Paradies.

Das vierfüßige Gewild vom kleinsten bis zum größten, wählt sicher auch nicht mehr das Rüttli um die Hütte, zu seinem Tummelplatz; von Furcht und Schrecken erfüllt, ergreift das Kleinere das Hasenpanier, indessen das Größere misstrauisch sich ferne hält von dieser Stätte; ja sogar das kriechende Gewürme von seinem Instinkte geleitet, verliert sich vom kultivirten Boden und allmählig auch aus dessen nächster Umgebung seine unheimlichen ob- und unterirdischen Wohnorte auf anderer unbeunruhigter Stelle sich suchend. Alles dieses geschieht in dem Maafze, als wie sich diese Hütte bevölkert, wie sich zu dieser eine zweite, eine dritte, eine vierte u. s. w. anreihet.

Nur der Fisch im Bach oder Flusse mit seinen dunkelblauen tiefen Stellen, untermischt mit starken Fällen und sanften Strömungen, nimmt von diesen außer seinem Elemente vorgehenden Neuerungen, von diesem Handthiren der Menschen inzwischen noch keine Notiz. Der Fluss seit Jahrtausenden der gleiche, sich durch unbebaute Gegenden windend seine Ufer an vielen Stellen durch undurchdringliches Gebüsch und schattenspendende Bäume bewachsen, bildet, weil er nie eine Eindämmung erfahren, viele Krümmungen, starke Fälle, große Tiefen und Halbtiefen, seichte Stellen, stärkere und schwächere Strömungen, gräbt sich tiefe Löcher unter die Ufer neben Felsblöcken &c. &c.

In einem solchen Flusse ist wirklich der Fische Schlaraffenland; für sie ist gesorgt im Winter, wo sie sich in die Grotten und Tiefen desselben zurückziehen. Da leben sie unbesorgt im Frühjahr und Sommer in den Halbtiefen und sanften Strömungen Nahrung suchend selbe findend in Hülle und Fülle, und an der Oberfläche spielend sich die Zeit vertreibend. Und sollte der Fluss durch anhaltenden

starken Regen eine böse Miene machen, dann Huch! setzt sich der Fisch in seine Winterquartiere, bis das ungewöhnliche Wasser sich verlaufen hat. Da hat er auch im Herbst (wo vorzüglich die Forelle laicht), oder zu anderer Zeit, alle Bequemlichkeit seinen Roggen an sichern Stellen abzusetzen, und freut sich kommendes Frühjahr wieder seiner zahllosen Nachkommenschaft.

Mögen die Uferbewohner noch so bedacht sein, der Fische sich auf die verschiedensten Arten zu bemächtigen, mag es denselben auch gelingen, selbe in Haufen zu fangen; mögen sich die Uferbewohner auch auf eine beträchtliche Zahl vermehren, und in gleichem Verhältnisse auch Fische gefangen werden, so steht die Zahl der gefangenen Fische doch noch in keinem Verhältnisse zur unendlichen Multiplikation derselben.

Was von den Flüssen gesagt ist, gilt auch in kleinem Maafstabe von den meisten seiner Nebenbäche.

II. Denken wir uns den Fluß mit seinen Umgebungen im Culturzustande,

so bietet derselbe unsern Augen schon ein ganz anderes Schauspiel dar. — Seine Ufer sind durch die ganze Thalsöhle, mit wenigen Ausnahmen gelichtet. Dorf an Dorf, Weiler an Weiler liegen wie hingesaet an seinen Ufern, deren Felder oftmals in unmittelbarer Berühring mit ihm kommen; die Straße zieht sich meistens in seiner Nähe hin, oft hart ihn berührend, oft sogar ihn bewuhrend. Starke Dämme schützen Dörfer, Wiesen und Felder; man ist bedacht den einst freien sich selbst regierenden in Fesseln zu schlagen, ihm eine möglichst gerade Bahn vorzuschreiben und ihn da hinein zu zwingen; je mehr es gelingt denselben zu bändigen, desto feiger wird sein Widerstand und er führt gerade oder doch in langen gedehnten Krümmungen in überall gleichmäßigerem Laufe durch's Hochthal den Ebenen zu. Dieser Fluß ist schon weit weniger geeignet den Fischen ihr gelobtes Land zu sein als jener im Naturzustande, man hat an ihm, ihrem Fischverstände nach, schon zu viel gedoltert. Die vielen tiefblauen Stellen kleinen Grotte-seen gleich, wo die Fische sich im Winter bei großen Wässern und bei Eisbrüchen hinschlüchten und auch ihre Brut gesichert ist, sind zum guten Theile verschwunden, auch die tiefen Uferlöcher, die Grotten, zu gleichem Zwecke dienend, durch die häufigen kurzen Krümmungen hervorgebracht, sind selten geworden, seine starken Gefälle haben sich mit den sanften Strömungen ausgeglichen und daraus ist eine überall gleichmäßige stärkere Strömung an die Stelle getreten.

Es ist klar, daß dieser Fluß nicht mehr jene Sicherheit, jene Be-

quemlichkeit, jene Nahrungsfülle den Fischen bietet, als wie dieß vor dem jetzigen Zustande der Fall war. Ihre Schlupfwinkel sind vielfach zerstört, ihre tiefen Wohnungen im besten Falle zu Halbtiefen gemacht, die sanften Strömungen in starke verwandelt, der Fisch leidet des nöthigen Schutzes beraubt, bei Hochwassern bei Eisbrüchen &c. schon ziemlich stark, noch mehr aber seine abgesetzten Roggen und unendlich viel mehr die junge zarte, im Anfange kaum sichtbare Brut. Auch die Nahrung ist nicht mehr so reichlich; denn in noch stärkerem Maße als die größern Fangfische unter solchen Umständen, nehmen die kleineren und zarteren Nährfischchen und Wasserinsekten ab.

Wenn der Fluß nun in dieses Stadium getreten ist, dann thut es schon noth, daß die bisher so unbeschränkte auf alle möglichen Arten und Weisen ohne alle Schonung getriebene Fischerei gehörig geregelt und auf Erhaltung der Fische abzielende Gesetze gemacht und gehandhabt werden, sonst läuft man Gefahr, ja man ist gewiß, daß man von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Verminderung der Fische wahrnehmen wird.

III. Der Fluß im Spekulations-Zustande.

bietet uns, je länger diese Periode dauert, wirklich in Bezug auf die Fische ein sehr trauriges Bild dar.

Durch das Vordringen der Holzspekulanten denen es freilich gleichgültig ist, ob ein ganzes Flüßgebiet durch ihre Holzwuth leide oder nicht, ob die Erde ganzer Strecken abgeholtter Wälder bis auf den nackten Felsen zu Thale fahre, ob diese ungeheuern Geschiebmassen die ganze Thalsohle aus, ja überfülle, ob die nahe liegenden Felder und Dörfer dadurch höchst gefährdet werden, ob sogar das Klima durch Wegnahme dieses Schutzes und Schmuckes unserer Hochthäler verwildert worden, ob endlich im ganzen Bezirke Holztheuerung, worunter die Unbemittelten schwer leiden, entstehe oder nicht; werden die Wälder bis in die entlegendsten Seiten-Thäler und Tobel hinein ihre Beute und dann geschieht sicher und ohne allen Zweifel was oben gesagt ist. Daß diese traurigen Folgen der Holzspekulation auf die Fische einen sehr nachtheiligen Einfluß üben, wird Niemand in Zweifel ziehen wollen.

Die noch wenigen übrigen Tiefen des Flusses werden nun vollends ausgefüllt, das Bett desselben ist nicht mehr stabil. Heute kommt ein großes Wasser, füllt am einten Orte auf und gräbt am andern seinen Kanal und bildet es auch hier oder dort wieder eine Tiefe, so bleibt diese höchstens bis zum nächsten großen Wasser, wo dann

ihr wieder das gleiche Schicksal der Auffüllung droht. Bei diesen durch furchtbare Geschiebsmassen verursachten Veränderungen des Fluszbettes, gehen viele große, noch mehr kleinere und unendlich viel mehr Fische ganz zarter junger Brut verloren.

Gesellt sich nun zu diesem, an sich selbsten schrecklichen Kriege des eigenen Elements gegen seine Bewohner, noch die sorglose unbewachte und dadurch bis in's unmenschlich gehende Fischjagd, dann entsteht und ist da ein fürchterlicher Vertilgungskrieg gegen ein so schönes, so nützliches Thier, und ein Fluß der einmal dieser Periode anheimgefallen, wird in wenigen Jahrzehnten nicht mehr der Mühe lohnen, daß darin Jagd gemacht werde.

Ich habe Ihnen Hochgeachtete Herren! in diesen drei Bildern die Ursache der Verminderung der Fische in den Hochthälern im Allgemeinen, wie ich selbe aufgefaßt habe, darzustellen gesucht.

In wie weit nun aber unser Borderrhein und seine Nebenbäche ein gleiches Loos theilen, und aus welcher Ursache ich glaube, daß die Fische auch bei uns so sehr abgenommen haben, darüber will ich in einer zweiten Abhandlung Ihnen meine Ansicht getreulich mittheilen.

Meine Vorliebe für diese Jagd von meiner frühesten Jugend an bis zur Stunde (ein Zeitraum von 32 bis 34 Jahren), die Beobachtungen und Wahrnehmungen, die ich auf diesem Gebiete gemacht, glaube ich, seien geeignet, mich in die Lage versetzt zu haben, über diesen Punkt ein ziemlich sicheres Urtheil geben zu können.

Dass die Fische in unsern Gewässern, seit der Zeit welche noch in meine Erinnerung gehört, sehr bedeutend abgenommen haben, ist eine allbekannte Thatsache.

Diese auffallende Abnahme in Bezug auf dieselben hat auch eben so gewiß in den unter Abschnitt 2 und 3 angeführten Ursachen ihren Grund. Dass aber unser Borderrhein in Bezug auf natürliche Ursachen völlig das traurige Bild des 3. Abschnittes zeige, ist noch nicht der Fall, und ich möchte ihn noch nicht gänzlich dieser Periode anheimgefallen bezeichnen, ob schon sich auf mancher Strecke die traurigen Verwüstungen des Rheinbettes, hervorgegangen aus denselben Ursachen, nicht undeutlich erkennen lassen. Was dann aber die Ursachen dieser Abnahme anbetrifft, so liegt es außer allem Zweifel, dass die regellose zu jeder beliebigen Zeit mörderisch betriebene Fischerei schon längstens den Höhepunkt einer verheerenden Jagd eingenommen hat. Täglich die wenigen Monate, wo Schnee und Eis die Fischerei zur Unmöglichkeit machen ausgenommen, sieht man die Ufer desselben mit zahlreichen angelnden Fischern besetzt, welche sich nicht scheuen, auch das kleinste,

oft nicht 2 Roth wiegende Fischchen zu fangen und zu tödten, welche sich noch weniger ein Gewissen daraus machen, im Oktober, November, und bei günstiger Witterung auch noch im Dezember die Fische ab dem Laiche wegzufangen, ja sogar diese Laichstellen mit geübtem Auge anzuspähen um in geeigneten Tagen und Stunden die Fische davon wegzufangen, bei welchem Anlaß durch den Fang auch nur einiger Mutterfische die ihren Roggen noch nicht abgesetzt haben, viele tausende von Eiern, die bestimmt gewesen wären, eben so viele Fische zu geben, schon vor ihrer Geburt gemordet werden. Es ist die Fischerei in diesen Monaten von einem derartigen Schaden, daß sicher behauptet werden darf, daß die Zahl der Fische über kurz oder lang auf quasi null herabsinken wird.

Die Angelfischerei, wie selbe besteht, ist nicht die einzige Art und Weise wie den hiesigen Fischen zu Leibe gegangen wird, sondern es werden diese wie allbekannt, gerade in ihren Laichmonaten, wo sie streckenweise stromaufwärts steigen in großer Anzahl in den Neuzen gefangen, und diese Netze sind wieder so unjagdgerecht, so habbüchtig gemacht, daß auch die kleinsten Fische sich darin fangen, und es war noch vor 5 bis 6 Jahren öfters der Fall, daß bei morgentlicher und abendlicher Hebung dieser Neuzen 20—40 solcher Fischchen gefangen wurden, die durchs Band nicht mehr als 4 Roth Gewicht hatten. Wenn man nun die große Zahl solcher Neuzen, die über die ganze Laichzeit gesetzt werden, annimmt, und eine annähernde Berechnung macht, so ergiebt sich, daß jährlich eine Unzahl solcher kleiner Geschöpfe weggefangen werden, ohne je die Rolle der Fortpflanzung gespielt zu haben.

Eine andere Weise die Fische zu fangen besteht durch's ganze Oberland, die zwar nicht oft, aber mit desto unheilbringenderer Wirkung in Anwendung gebracht wird. Ich meine die Fischerei mit dem Wurfnetz (Bären) (rom. Bür). Dieses Wurfnetz wird bei großem trübem Wasser gebraucht, und je größer und trüber das Wasser ist, mit desto größerem Erfolg wird dieses verheerende Geräthe gehandhabt.

Wenn der Rhein durch starken Regen angeschwollen seine dicltrüben Fluthen brausend einherwälzt, wenn in der Mitte des Flußbettes und in der Tiefe desselben die in den Rhein gekommenen Geschiebmassen mit tausend von größern und kleinern Steinen untermischt, donnernd einherstürmen, dann bleibt dem bedrängten Fische in solchen Tagen der Noth nichts übrig, als sich so viel als möglich dem Ufer zu nähern, und wo etwa hinter einem Felsvorsprunge oder einem Felsblock sich eine kleine Rettungsbucht bildet, oder wo dieß der sonstigen Konstruktion des Ufers halben der Fall ist, da sammeln sich die armen Thierchen in gedrängtem Raum zusammen, und werden dann oft die von einer

ganzen Strecke zusammen gekommenen Flüchtlinge auf einen Zug dieses Netzes die Beute des Fischers. Erwähntes Wurfnetz ist überdies ein Gerät, welches jeder noch so beschränkte Mensch leicht handzuhaben versteht, und man sieht bei vorkommenden Gelegenheiten diese Waffe gleich einem Landsturme in Bewegung setzen.

Von der Stechgabel (rom. Strohla) von welcher im Herbste gerade zur Zeit, wenn die vom Bodensee gekommenen Rheinlachse auf dem Laiche stehen, Gebrauch gemacht wird, will ich nur so viel sagen, daß selbe auch zu der niederträchtigsten Fischerei gehört. Eine andere Art die Fische zu vertilgen, besteht in Anwendung des Treibnetzes. Diese ebenso schädliche Art Fische zu fangen, besteht zwar nicht im Rhein, wohl aber in seinen Nebenbächen und wird auf folgende Art und Weise betrieben:

Das Netz an einer die ganze Breite des Baches aufnehmenden Gabel befestigt, wird von ein bis zwei Männern da gegen Bach aufgestellt und gehalten wo derselbe sich in den Rhein ergießt. Nun fangen eine beliebige Strecke oberhalb desselben zwei, drei bis vier Mann mit Stangen bewaffnet an den Bach zu bearbeiten, durchwühlen die Ufer wo selbe unterhöhlte, schlagen mit denselben in den Bach und lassen im Bett keinen Stein an seiner Stelle, treiben und jagen, als gälte es jede Spur von Fischen zu vertilgen, Bach abwärts, wo die armen Fische dann sammt und sonders im Netze gesangen werden. Ja man hat ein Beispiel in der Farrera von Trons, daß starke Männer von der großen Masse der Fische und Größe derselben in Gefahr standen, sammt dem Netze in den Rhein gezogen zu werden. Dieser Fall ist vor nicht vielen Jahren vorgekommen. Jetzt sind die Tronser freilich gegen solche Unglücksfälle schon sicher gestellt.

Aus dem Vorgesagten wird meine Behauptung sich gerechtfertigt haben, daß die Fischerei in unserem Oberlande gewiß den Höhepunkt einer verheerenden Jagd eingenommen hat.

Es ist aber nicht nur der Mensch, welcher der verheerenden Natur seine Hand so verrätherisch zum Sturze dieser lieblichen Geschöpfe bietet, nein! auch sogar unter den zwei und vierbeinigen Thieren finden sich gefährliche Feinde derselben.

Das Überhandnehmen des Fischotters, dieses wahren Fischwolfs, ist wirklich eine in diesem Bereich sehr traurige Erscheinung. Es ist nicht nöthig etwas darüber zu sagen, indem jedes Kind aus der Naturgeschichte weiß, welchen großen Schaden dieses Thier unter den Fischen stiftet.

Anders ist es mit der Wasseramsel; dieser seinem übrigen Aussehen nach so harmlose Vogel, ist dem Fisch was das Wiesel den Vögeln ist. Da wo der Fisch seinen Roggen unter leichtem Sand und Kies abgesetzt hat, findet sich, sobald der Mutterfisch diesen Ort verlassen hat, die Wasseramsel ein, beginnt mit allem Fleiße, mit aller Ausdauer, ihre Verheerungen anzustellen, die leichte Decke, welche der Roggen überzieht wird weggescharrt und Ei um Ei wird Beute dieses Feindes der Fische, dieses so schädlichen Vogels, welcher, da Niemand Jagd auf ihn macht, in großer Anzahl die Ufer des Rheins bewohnt.

(Schluß folgt).

Schillers „Räuber“ in Graubünden.

Vorgelesen in der Sitzung des historischen Vereins 11. Nov. 1859.

Von A. v. S.

Um gestrigen Tage haben Hunderte von Städten Deutschlands und der Schweiz und deutsche Vereine fast aller Länder der zivilisierten Welt das Andenken des erhabenen Dichters gefeiert, der vor 100 Jahren in dem bescheidenen Hause eines württembergischen Landstädtchens das Licht der Welt erblickte. Auch hier haben wir der 100jährigen Geburtstagsfeier Schillers mit warmer Theilnahme beigewohnt, und uns der mächtigen Eindrücke welche seine unsterblichen Dichtungen in den Seelen der Gebildeten von Alt und Jung, von Männern und Frauen, geweckt und hinterlassen, und zugleich der großen kulturgeschichtlichen Bewegung erinnert, die seine und der zeitgenössischen großen Dichter, Philosophen und Historiker Schöpfungen hervorgerufen haben. —

Wie Schillers Andenken überall ohne bittern Beiklang störender Erinnerungen gefeiert worden, so haben auch wir in Chur gestern bewiesen, daß wir dem Dichter eine Uebereilung, die einst die Bewohner der altehrwürdigen Republik dem unbilligen Urtheil der Zeitgenossen preisgegeben, verziehen haben. Was Schiller an Graubünden gesündigt, das hat er durch seinen Wilhelm Tell an der Eidgenossenschaft reichlich wieder gut gemacht. —

Als der Dichter seinen vier Freunden auf der Karlsruhle bei nächtlicher Weile und verschlossenen Thüren das erste seiner Dramen vorlas, und die Hörer bewundernd an seinen Lippen hingen, da ahnten wohl weder er noch die Freunde, welchen Sturm des Unwillens eine Stelle aus diesem Schauspiele in einem damals sehr wenig bekannten und ebendarum vielfach vorkantenden Lande wackerer Hirten erregen würde.